

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Alle unverlangt eingelegten Manuskripte aber- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die Meyer Schauffstellung.

Wesentliche Störungen sind nicht vorgekommen. Man mühte höchstens an das am Dienstagabend durch einen Gewitterregen verstellte Feuerwerk denken. So meldet der Stimmungsbildner der „Germania“ seinem Blatt über den zu Ende gehenden Katholikentag. Wie von einem Kummel- platt! Wirklich, wenn man das Kind beim rechten Namen nennen will, so ist das Wort nicht mehr zu umgehen: die sogenannten Katholikentage armen immer mehr aus in einen großen Kummel, den das Zentrum veranlaßt, um seine Anhänger über das himmelstürzende, was außerhalb wie inner- halb der Parteilinien abspielt.

Interessanter ist der Gegensatz der Kölner und Berliner, der für die einfältigen Gemüter der Gläubigen vertritt werden muß; den „Freiden von Mey“ hat man diese Mythis- tifikation etwas voreilig getauft. Für Leute, die nicht zum Maß gehören, ist die Schärfe dieses Gegensatzes nicht ganz leicht zu verstehen. Beide, Kölner wie Berliner, sind doch in ihrem Endziel einig. Das ist die Wiedereberung ganz Deutsch- lands für die Herrschaft des römischen Papstes. Streift ist nur die Mittel, wodurch das Ziel am besten zu erreichen sei. Wenn man es auf eine kurze Formel bringen will: die Kölner sind für Kampf mit geschloffenen, die Berliner für Kampf mit offenem Bilde. Und darum jene verlässliche Feindschaft, wie sie nur unter Frauen und — Klerikern vorkommt! Dies ist nicht anders, und es ist nur erklärlich aus dem Umstande, daß beiden Richtungen, Kölner und Berliner, ein Ringen um des Weibes der Sache verboten ist; zu verstehen sie sich auf Tod und Leben in ein Raufen um die zweifelhafte Form. Ein Sozialdemokrat konnte den Satz aufstellen: Das Endziel ist nicht, die Bewegung allein. Umgekehrt gilt für den Ultra- montanismus das oberste Gebot: Das Endziel ist alle, die Bewegung nicht. Der deutsche Katholik, so wie ihn das Zentrum formen will, soll am geistigen Ringen der Zeit nicht teilnehmen, soll sich gegen die vorwärtsdrängende Entwicklung ringsum, in Staat und Gesellschaft, in Technik und Wissenschaft, in Kunst und Literatur ab- schließen. Er soll da stehen bleiben, wohin ihm das Gebot der Kirche gestellt hat, und gebühdig wortend nach Rom schauen, bis ihm von dort ein Standpunkt einzuweichen möchte. Aus eigenem, ewig regem Wahheitsdrang einen festen Punkt zu finden, von wo aus er eine Anschauung von der umgebenden Welt gewinnen möge, ist ihm auf das strengste untersagt. Ist er sich nicht klar, welche Stellung zu den Dingen dieser Welt der jeweils geltenden Weisung von Rom entspricht, so soll er den Nichtstun fragen.

Schließlich aber ist der gläubigste deutsche Katholik nicht des römischen Papstes, sondern Gottes Gehörli. Und der göttliche Funke, der in seiner Seele glüht, läßt sich nicht auf Weisheit einschränken und ausschalten, wie der Metall- faden einer elektrischen Glühlampe. Er steht nun einmal, über die Grenzen von Zeit und Raum hinweg, in unzerstörbarem Kontakt mit der Kraft, die die Welt bewegt und erhält. Wird dem eingeborenen Antriebsdrang des Menschengeistes ein Weg verbaut, so wirt er sich mit um größerer Leidenschaft auf den anderen. Aus unüberwindlichen Trieben zur Selbstbehaltung, denn im Kirchhofesleben dogmatischer Gebundenheit muß der Menschengeist verkommen. Was haben die Mytiker des Mittelalters, denen die Dogmen etwas schädlich Gehe- bens waren, nicht über die Technik der unbedenklichen Empfäng-

nis und die Geographie der Hölle zusammenbeführt! So ernst und ehrlich sind oft selbständigeren Denkfähigkeiten zu ihrer Zeit gemeint worden auch der fromme Katholik von heute wird ihre Ergebnisse kaum ohne Schaden genießen können. Und doch, nichts anderes als ein Gegenstück zu diesen mystifi- schen Spekulationen ist der wilde Streit der Kölner und Ber- liner um die beste Taktik, die man im Kampfe um die Rück- eroberung ganz Deutschlands anzuwenden hätte.

Der großen Masse freilich darf die Tatsache, daß um diese Taktik ein Streit ist, nicht entkühlt werden. Aus dem einfachen Grunde, weil man sich dann auch das unverrückbar gegebene Endziel entkühlen müßte. Wollte man eine Er- rückerung der zweifelhafte Taktik überhaupt zulassen, so müßte man auch sagen, wo zu die Taktik dienen sollte. Das aber soll um jeden Preis vermieden werden, weil die Enttüllung des Endziels das Zentrum mit einem Schlag bündnisunfähig nach allen Seiten machen würde. Seine letzte und beste Hilfe sind die preussischen Agrarfonter, und die in ihrem Auftrag regierende, hohe Bureau- kratie. Die Agrarfonterarbeiten sind ja nur zu bereit, sich Scheufuppen vor beide Augen binden zu lassen. Aber wenn das Zentrum ihnen diese Scheufuppen selbst herunterriffe, um ihnen zu zeigen, wohin die Reise gehen soll — dann könnten selbst diese Gutwilligen sich nicht länger blind stellen. Das ist mit ungeliebten Augen das Deutsche Reich der ultra- montanen Herrschaft ausserhalb der Reichsgrenzen. Der dort man daher auch nicht offen zumuten, sich in den Dienst einer Bewegung zu stellen, die dem deutschen Kaiser den Papst erst als Mitregenten und letzten Endes als Lehnsherrn wieder aufzwingen möchte. Aus Rücksicht auf die hier in Frage kommende Stelle darf vom Endziel noch weniger geredet werden, als aus Rücksicht auf die verbundenen Ankerwallen. Darum redet man lieber von den „schmerzlichen Erfahrungen“ dem Zentren drohend, und man führt gleich die marxistische Revolutions- Literatur und Sozialdemokratie! Zahlreiche Anerkennungsschreiben erster Autoritäten! Hierunter hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften! Kulante Zahlungs- bedingungen!

Das ist die Schauffstellung, die auf die Wirkung nach draussen berechnet ist. In der Masse der Gläubigen drinnen die jährliche Unregelmäßigkeit für sich, der Amateure den überlegen, die jährliche Unregelmäßigkeit der Hand, Nichts anderes will Jean Dolent in seinen Büchern sein, als sich ein im besten Sinne launen- holder, von seinen Intinkten getrieben, im „amoureux“ — seinen Intinkten, die hier nur sind in der natürlichen Ablehnung einer mit offiziellem Akademismus sich behaltenden Mittelmaßigkeit.

Im Hause seiner Künstlergenossen sind viele Wohnungen: Courcel, Monet und Manet ein, bei Degas und Rodin haufen die Weisheit, Jaraels und Fry u. Ilde, neben Wilot und Wolon und noch „kleineren“ findet man Quis de Chabanoux, Eugène Carrière und Janin-Satour. Carrière aber war ihm etwas wie eine katho- lische Kirche, die immer offen stand der Pückerheit seiner in- teressanten, wechselnden Kunstsentiments. Dieses sein bunte Nebeneinander hat eine Einheit in Jean Dolents Subjekt: „Ich lüde in mich hinein“, schreibt er einmal, „was ich lüde, das ist ein anderes Ich, ein Künstler, der mir im Schönen gleicht, der ebenso sensibel ist wie ich, doch höher begehrt als ich.“ Was allen Künstlern dieser persönlichen Auslese gemeinsam ist, das ist der Sinn für die Wahrheit der Natur, für die Wirklichkeit aus da, wo sie sich in Stufen, Andeutungen, raschen Bewegungen, zer- fragmenten gibt. Aber diesem vermeintlichen oder unter- brochenen Aktus des Lebens muß eine fangbare Kraft innewohnen, das was der Künstler aus dem Licht, über die „sichne Materie“ hinaus, ihn hinausführt über den Punkt, wo der Künstler in seinem Werk „endet oder zu enden scheint“, Jean Dolents Kunstideal ist: „Abzehrten, die die Magie des Raumes haben.“ Wirklichkeit, die die Einbildungskraft in Arbeit legen.

Bonardos Giocconda war ihm fast eine magische Wirklichkeit. Aus dem Handbüchlein ist ein merkwürdiges kleines Zitiertextel heraus- gegeben; es soll bezagen, wie richtig dieser Kritiker-Dichter sah und sah. Er kennt die geheime Tragik des Ardes; spürt etwas von jenem framphtalen Fatalismus, der eines Tages auch zur Gewalt- tätigkeit führen könnte. Er zeigt den mythischen Gioccondatempel an einem armen alten Parze, den er auf seinen Kuvonwegen Jahre um Jahr belauschen konnte.

Wer war dieser Jean Dolent, der mit Gutschmans Octave Mir- cheu und Fritz Höder die moderne impressionistische Kunstkritik, die Persönlichkeitsfrage begründet hat? Er ließ mit seinem bürgerlichen Namen Antoine Journier und arbeitete geistreich in einer Van- tagentur, wo er die Handkoffelkorrespondenzen zu leisten hatte. Die frühen Wergewunden, der Abend die Sonn- und Festtage gehörten, wie sein Freund Charles Saunier mir berichtet hat, dem Künstler Jean Dolent, die Tagesstunden dem Kontorlokalen Journier; er schrieb in den Nächten nicht nur Kunstbände, auch Romane von wehmütigen Epi- moren. Liebergen war es halbwegs ein freiwilliges Erlaßgen. Jean Dolent hätte nicht nötig gehabt, „Staat und katholische Kirche in Frankreich“ zu schreiben, wie sein Interesse sich dann von Beginn der neunziger Jahre ab hauptsächlich auf zwei Gebiete konzentrierte: auf die Reform des Strafrechts, die er in einer ganzen Reihe von Schriften behandelte, und auf die Schlichtung der interna- tionalen Streitigkeiten. Tiefen internationalen Fragen wandte

Noch eine Fremdenlegionärsgeschichte.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 21. August.

Eine sonderbare Geschichte von der Verhaftung eines an- geblichen Fremdenlegionärs berichtet Pariser Blätter aus Zaccarias in der Provinz Kran. Die dortige Genbarmerie verhaftete einen Mann in Samoviere vor die Uniform eines Fremdenlegionärs. Bei seiner Festnahme gab er an, Wilhelm Bauer zu heißen und aus Köln zu stammen. Nach seinen Angaben hätte er nie in der Fremdenlegion gedient, sondern er trage nur die blaue Uniform mit den grünen roten Ärmeln, weil er gegenwärtig im Besitz seines alten Kleides sei. Ein Kölner Kaufmann namens Meyer habe ihn nach Algerien geschickt, um seinen Sohn Robert, der sich für die Fremdenlegion habe an- gemeldet, 500 Mark erhalten und weitere 500 Mark würden ihm ge- zahlt werden, wenn die Defektion des jungen Mannes gelingen würde. Sein Vorhaben sei auch geglückt, denn Meyer sei mit seiner Hilfe desertiert.

Ludwig v. Bar

Göttingen, 21. August. (Privat-Telegramm.)

Cheiner Justizrat Professor v. Bar, Mitglied des internationalen Schiedsgerichtshofes in Haag, ist auf der Reise nach Göttingen im 78. Lebensjahre gestorben. Ludwig v. Bar, dessen plattdeutsches Fräulein nun gemeldet wurde, war ein gebürtiger Göttinger, der in den internationalen Autoritäten, als Politiker stets ein Wortkämpfer freierlicher Entwicklung, als Personlichkeit ein warmherziger Mensch von nie verlagerter Güte und Lebenswürdig- keit. Der kleine hagerer Mann mit dem kurzen weißen Bart war bis in die letzte Zeit seines Lebens hinein empfanglich für alle geistigen Genüsse und Probleme, beweglich und frisch, und niemand, der ihm konnte, ist erlaubt, zu hören, doch er auch jetzt wieder auf einer Reise nach der alten englischen Universität Oxford begriffen war. In Berlin weilte er im vorigen Winter, und dann, zum letzten Male wohl, nach dem Tode Karl Schraders, dem er seit langer Zeit in Freundschaft verbunden gewesen war. Man sah in bei der Toten- feier vor dem Gange, der die Leiche des Freundes barg.

Bar, der ein Hannoveraner war und seit vielen Jahren an der Universität Göttingen lehrte, veröffentlichte schon 1859 seine erste Arbeit „Zur Lehre von Versuch und Teilnahme an Verbrechen“ und 1868 eine Arbeit über „das internationale Privatrecht und Strafrecht“. Die Zeit seiner Werke zeigen die große Vielfältigkeit seines Wissens und seiner juristischen Vertiefung, denn er schrieb über „Recht und Beweis im Geschworenengericht“, über „Recht und Beweis im Zivil- prozess“ und über die „Grundlagen des Strafrechts“, ließ 1871 eine „Geschichte und Reform der deutschen Ziviljustiz“, dann eine „Eh- tenmatik des deutschen Strafrechts“, ein „Handbuch des internationalen Strafrechts“ und ein Werk über „Theorie und Praxis des interna- tionalen Privatrechts“ erscheinen, und dazuwischen über hinterge- lassen „Hannoversche Hypothekensachen des Deutschen Reiches“, „Wechs über das Zetelgeschworenengericht des Deutschen Reiches“ und viele andere Arbeiten. Aber man erkennt aus der langen Zeit- ausfaltung auch, wie sein Interesse sich dann von Beginn der neunziger Jahre ab hauptsächlich auf zwei Gebiete konzentrierte: auf die Reform des Strafrechts, die er in einer ganzen Reihe von Schriften behandelte, und auf die Schlichtung der interna- tionalen Streitigkeiten. Tiefen internationalen Fragen wandte

Die Giocconda.

Von Theodor Wolff.

Julius Elias.

Am Jahre 1874 erschien bei Alphonse Berner, dem Förderer origineller Klänge und Ränge ein „Handbüchlein der Kunst, zum Ge- brauch für „Jugendanten“. Als Verfasser zeichnete Jean Dolent, „Jugendanten“, das sind die Superflugen, Wasteten, Gebildeten, Weltmännigen, die überall mittun müssen, also auch die Kunst heischenden und Artiele abgeben, das Herz fühlend und den Schädel voll Gemeinplätze. „Jugendanten“, das sind für Jean Dolent nicht minder die landläufigen Bewusstseinskräfte, die gadamerischen, diese einfaches und alles besser wissenden und immer festigen Totengräber des Kunst- geistlichen. Jean Dolent beginnt Laquette, einen jungen Leben- mann, auf seiner Kavallerietour durch die Welt der Ränke und ver- sucht, ihn beherzig und „unbeglückt“, das heißt beiseiden zu stimmen. Das Interesse für Kunst ist beim Zupus Laquette Marke; er jüdisiert flott nach überkommenen Bewertungen und einem jungen Leben- mann, auf seiner Kavallerietour durch die Welt der Ränke und ver- sucht, ihn beherzig und „unbeglückt“, das heißt beiseiden zu stimmen. Das Interesse für Kunst ist beim Zupus Laquette Marke; er jüdisiert flott nach überkommenen Bewertungen und einem jungen Leben- mann, auf seiner Kavallerietour durch die Welt der Ränke und ver- sucht, ihn beherzig und „unbeglückt“, das heißt beiseiden zu stimmen. Das Interesse für Kunst ist beim Zupus Laquette Marke; er jüdisiert flott nach überkommenen Bewertungen und einem jungen Leben- mann, auf seiner Kavallerietour durch die Welt der Ränke und ver- sucht, ihn beherzig und „unbeglückt“, das heißt beiseiden zu stimmen.

Giocconda Giocconda war ihm fast eine magische Wirklichkeit. Aus dem Handbüchlein ist ein merkwürdiges kleines Zitiertextel heraus- gegeben; es soll bezagen, wie richtig dieser Kritiker-Dichter sah und sah. Er kennt die geheime Tragik des Ardes; spürt etwas von jenem framphtalen Fatalismus, der eines Tages auch zur Gewalt- tätigkeit führen könnte. Er zeigt den mythischen Gioccondatempel an einem armen alten Parze, den er auf seinen Kuvonwegen Jahre um Jahr belauschen konnte.

agatur, wo er die Handkoffelkorrespondenzen zu leisten hatte. Die frühen Wergewunden, der Abend die Sonn- und Festtage gehörten, wie sein Freund Charles Saunier mir berichtet hat, dem Künstler Jean Dolent, die Tagesstunden dem Kontorlokalen Journier; er schrieb in den Nächten nicht nur Kunstbände, auch Romane von wehmütigen Epi- moren. Liebergen war es halbwegs ein freiwilliges Erlaßgen. Jean Dolent hätte nicht nötig gehabt, „Staat und katholische Kirche in Frankreich“ zu schreiben, wie sein Interesse sich dann von Beginn der neunziger Jahre ab hauptsächlich auf zwei Gebiete konzentrierte: auf die Reform des Strafrechts, die er in einer ganzen Reihe von Schriften behandelte, und auf die Schlichtung der interna- tionalen Streitigkeiten. Tiefen internationalen Fragen wandte

Giocconda Lieber.

Ich blieb im Couvre vor der Giocconda des Bonardos liegen und Laquette mit mir. Wir vertieften uns in das Bildnis, und ich er- zählte ihm folgendes:

Hier an dieser Stelle habe ich jahrelang einen alten Mann beobachtet, wie er die Giocconda kopierte. Seine Kopie war ganz recht, aber doch gahalt und mittelmäßig. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, Inzwischen, er kam mit seiner Arbeit nicht vom Fleck; er re- tauscherte und retauschte drauf los, unmaßförlig. Er konnte nicht mit den Augen fertig werden; sie wiederzugeben, überließ sein schwaches Talent. Er verlor aber nicht den Mut. Mit rührender Verdächtigkeit ging er jeden lieben Morgen aus Werk. Sollte er sein Tagespensum erledigt, so lag eine gewisse Verzweiflung auf ihm. Er hatte es gehöht über die Wachen schon, die ihn hundertmal die Gioc- conda kopieren ließen, er ganz gewiß a Kehlen, der gute Kerl — aber stehen ist unmaßförlig, und dann sind ja auch manchmal die Wächter da!

Die jungen Malweiber, die im Couvre den Achill kopierten, sagten, wenn er erlöste: „Da ist der Giocconda ihr Lieber!“ „Lieber!“ — das war das rechte Wort. Ein langer Wadel mit schwarzem Haaren rief eines Tages ein hüßlich laut: „Der alte Schöpfung!“ Er hatte es gehöht über die Wachen schon, die ihn hundertmal die Gioc- conda kopieren ließen, er ganz gewiß a Kehlen, der gute Kerl — aber stehen ist unmaßförlig, und dann sind ja auch manchmal die Wächter da!

Die jungen Malweiber, die im Couvre den Achill kopierten, sagten, wenn er erlöste: „Da ist der Giocconda ihr Lieber!“ „Lieber!“ — das war das rechte Wort. Ein langer Wadel mit schwarzem Haaren rief eines Tages ein hüßlich laut: „Der alte Schöpfung!“ Er hatte es gehöht über die Wachen schon, die ihn hundertmal die Gioc- conda kopieren ließen, er ganz gewiß a Kehlen, der gute Kerl — aber stehen ist unmaßförlig, und dann sind ja auch manchmal die Wächter da!